

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 104.

Samstag, 25. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(Nachdruck verboten.)

(20. Fortsetzung.)

Als sie sich nach dem Lunch trennten, fragte er vertraulich, ob sie ihrer Jose trauen könne.

„Ich habe Ellen immer als ehrlich befunden.“

„Hm. Aber bei einer so großen Summe. — Man soll niemand in Versuchung führen. Und Sie sollten jetzt doch ein wenig Veronal nehmen und ein paar Stunden schlafen. Ihre Nerven werden heute doch noch ziemlich in Anspruch genommen werden.“

„Aber was mache ich dann? Ich könnte ja den Hotellsafe benutzen.“

„Und abends wieder alles abheben und den Hotelier so zu Ihrem Vertrauten machen?“

Nein, das ging nicht. Plötzlich wandte sie sich zu ihm. „Wollen Sie das Geld nicht aufbewahren?“

„Das wäre wohl das sicherste“, erwiderte er mit sichtlichem Zögern. „Aber Sie begreifen, daß es etwas genant für mich ist.“

Sein Zartgefühl gefiel ihr. „Nun bestehe ich darauf, Marchese.“

„Ich nehme es nur, um Ihnen ein Ausruhen zu ermöglichen. Aber eine Quittung muß ich Ihnen geben können.“ Und auf ihre abweisende Geste: „Ich könnte ja sterben bis zum Abend, obwohl es nicht sehr wahrscheinlich ist.“

Als sie zur verabredeten Stunde in die Vorhalle kam, war keiner ihrer Verehrer da. Sie ließ beim Marchese anfragen und erfuhr, daß er gleich nach dem Lunch fortgefahren sei.

Sie begriff eine Weile nichts, rannte dann, ohne vom Lift Gebrauch zu machen, die Treppe zu ihrem Zimmer empor und eilte hinein. Auf dem Tisch lag die Quittung, deren gezirkelte, schön geschmückte Unterschrift sie etwas beruhigte. Sollte ein Unglück geschehen sein? Sie ließ keinem anderen Gedanken Raum.

Nach einer qualvollen Stunde kam die Jose. Es hatte sich im Hotel herumgesprochen, daß der Marchese ein gewöhnlicher österreichischer Oberkellner war, der wegen allerlei Dingen gesucht wurde und dem man auch den Diebstahl an Mr. Wallace aus Liverpool zutraute. „Wer hätte das gedacht?“ schloß Ellen ihre Botschaft.

Felicitas war dicht daran, sie zu ohrfeigen, schob sie nach kurzem Besinnen aus dem Zimmer und warf sich weinend auf die Ottomane.

Als sie sich etwas beruhigt hatte, fehrte sie ihre Taschen um. Es reichte nicht zum Nötigsten. Nicht zur Hotelrechnung, die sie in ihrem Leichtsinne vierzehn Tage lang nicht beglichen hatte, nicht einmal für die Jose. Und die Rückkehr? Ein kaltes Sturzbad ergoß sich über sie.

Aus dem Wirrwarr ihrer Gedanken löste sich endlich der eine Wunsch los, hier fortzukommen. Aber wie? Es blieb nichts übrig, als Reinhausen um Geld anzufordern.

Plötzlich fiel ihr Jutta ein, und sie begann wieder zu weinen.

Was würde sie sagen? In welche Schwierigkeiten brachte sie sie! Niemals würde Reinhausen glauben, daß Jutta solche Dummheiten machte. O, wie schlecht hatte sie ihre Rolle gespielt, die größte Rolle ihres Lebens! !

Aber es blieb kein anderer Ausweg. Der Hotelier würde sie verhaften lassen, wenn er von ihren Spielverlusten erfuhr, und sie kam in ein Gefängnis zu schmutzigen, grinsenden Arabern und Fellachen . . .

Sie entschied sich schnell, und, da sie sich unten nicht zu zeigen wagte, gab sie das Telegramm telephonisch auf.

Als es gleich darauf klopfte, hätte sie beinahe aufgeschrien: Sicher war es ein Hotelmensch. Sie hielt sich die Hand vor den Mund und wagte nicht, zu atmen. Die Schritte entfernten sich endlich und sie begann aufzuatmen, als das Zimmertelephon zu läuten begann.

Sie blinnte entsetzt auf das klingelnde Hämmern und verwünschte allen Komfort der großen Hotels. Vielleicht war es aber der Marchese selber, der alles Geschwätz lächerlich machte? Sie schwor, nie mehr zu spielen, wenn sie nur zu dem Gelde kam, und hob endlich den Hörer ab.

Aus weiter Ferne hörte sie die ruhige, feste Stimme von Mr. Hef. Er habe ihr etwas Wichtiges zu sagen und sie müsse ihn unbedingt sofort vorlassen, ja, sofort. Sie hatte nicht die Kraft, abzulehnen.

Er stürmte ihr Zimmer. Sein rosiges Jungengesicht strahlte.

„Hallo, Miß! Good news!“, brüllte er.

Sie antwortete mit einem Kopfschütteln. Sie glaubte nicht mehr an gute Nachrichten.

„Er ist gefaßt, dieser Bandit, und ich —“ Mr. Hef erzählte mit viel Behagen, daß er dem Marchese nie getraut — man war in den „states“ denn doch mißtrauischer — und daß er hinter ihn gekommen sei. Auf der Bahn habe er ihn erwischt und ihn mit einem prächtigen Linkshaken niedergeschlagen, und es sei ihm eine Wonne gewesen, sie so von ihm zu befreien.

Er stellte sich in Positur und zeigte die Methode eines Linkshakens.

Felicitas sah ihn einen Augenblick ungläubig an, ließ dann auf ihn zu und fiel ihm um den Hals.

Als sie seine Rüsse fühlte, machte sie sich mit Anstrengung frei, hielt ihn in Armlänge von sich ab und fragte streng: „Lieben Sie mich nur als Miß Reinhausen? Oder lieben Sie mich, wie ich bin?“

„Wie du bist, my darling“, erwiderte er besinnungslos.

„Dann kann noch alles gut werden, my boy.“ Sie ließ lachend die Arme einsinken und kühlte sich an seine Bärenbrust gedrückt, daß sie um Hilfe schrie.

21.

Der Baron hatte Eile. Reinhausen hatte ihm eine Stadtdepesche geschickt: „Bitte kommen. Brauche Ihren Rat.“

Was konnte geschehen sein, daß der reservierte Herr seinen, ausgerechnet seinen Rat brauchte? Was impleste konnte er doch nicht enträtseln? Er hatte ihn nie gefragt und an ihm sicherlich mehr seine gesellschaftliche Haltung als seine Charaktereigenschaften geschätzt, wenn er überhaupt je darüber nachgedacht hatte.

Es gab die Möglichkeit, daß er oder einer seiner Bekannten Jutta in Berlin gesehen hatte. Sie war ja

so schrecklich unvorsichtig und lief am helllichten Tag in der ganzen Stadt herum. Berlin war groß, aber es war nicht die Welt. Und wer Pech hatte, begegnete seinem Schneider in Kapstadt. —

Er war fest entschlossen, in diesem Fall alles zu bestreiten. Wie leicht konnte man sich jetzt irren, wo ziemlich alle Mädel egal aussehen: der Haarschnitt gleich, die Linie, die knappe Kleidung, die niedrigen Schuhe und die dünnen Strümpfe, man mußte schon scharf unter den Hut sehen, um nicht die Falsche zu erwischen. Nun, und am Ende schlug in Reinhausen nicht das berühmte Mutterherz, das sein Kind alleweile erkannte. Er würde seine Freundin Titta schon herausbeissen. Aber so ganz wohl war ihm dennoch nicht zumute.

Reinhausen empfing ihn schon in der Vorhalle — ein schlechtes Vorzeichen! Sonst hockte er zwischen seinen Sammlungen, die ihm irgend einen Halt gaben, ein Relief, das er brauchte.

„Lieber Herr Baron, ich habe Sie längst erwartet.“ Es klang liebenswürdig, aber doch mit einem kleinen Unterton von Ärger.

„Ich bin sofort gekommen, als ich Ihre Depesche empfing.“

„Sie kamen zu Fuß?“

„Vom Roseneck, ja. Es war so herrliches Wetter. Bis dahin mit dem zweistöckigen Behikel, das so praktisch ist und so billig.“

„Sie hätten für mich schon ein Auto nehmen können.“

Büllingshoven zuckte die Schultern. Reinhausen wußte wohl gar nicht, daß es Menschen gab, die zu Fuß gingen? „Das nächstmal“, sagte er lächelnd.

„Was war denn geschehen?“

Er nahm in einem dieser hohen friesischen Stühle Platz, die so hübsch aussahen und die so unbequem den Rücken drückten. Es waren Stühle für Gäste, die nicht lange zu bleiben brauchen.

Während er in das Kühle, in sich geschlossene Gesicht seines Gegenübers sah, begriff er Tittas tägliches Auflehnen. Ihr heißes junges Blut hatte gegen diese beständige Selbstsicherheit des Weltfriedens rebelliert. Und da sie ein zu zarter Kerl war, um davonzulaufen, hatte sie den Ausweg der zwei Leben gefunden. Sonst wäre sie in der Eiseskälte hier entblutet.

Endlich begann Reinhausen. „Hat meine Tochter Ihnen von Kairo aus geschrieben?“

Büllingshoven überlegte blitzschnell! Von da kam die Gefahr.

„Na, Sie wissen ja, wie das so ist, wenn junge Damen verreisen“, erwiderte er lächelnd. „Sie haben nur zu Ansichtskarten Zeit. So mit Pyramiden und Vollmond. Stimmung!“

Reinhausen sah ihn aufmerksam an, unangenehm aufmerksam. „Das beruhigt mich einerseits. Andererseits erschwert es mir das Verständnis. Eine fatale Sache, lieber Baron. Und es dürfte wohl am einfachsten sein, wenn ich Sie ganz einweihe. Ich bekam nach mehr tägiger Unterbrechung wieder eine Depesche aus Kairo. Und sie hatte einen befremdenden Inhalt.“ Er hielt inne, als erwarte er einen Einwurf, und fuhr nach einigen Minuten fort: „Also, kurz gesagt, meine Tochter bittet um Geld zur Rückreise und einigem anderen.“

„Das kann doch vorkommen, Herr Reinhausen.“

„Rein“, erwiderte dieser scharf. „Das dürfte in diesem Falle eben nicht vorkommen. Meiner Tochter ist ein sehr reichliches Konto angewiesen worden, das sie unmöglich verbrauchen konnte, und ich begreife in der Tat nicht, was sie zu so erheblichen Ausgaben veranlassen konnte.“

Das war Felicitas Geschoß. Dies Biest . . . „Biest leicht hat die Bank Schwierigkeiten gemacht? Bei diesen Exoten ist doch allerlei möglich, wie?“

„Ich bitte Sie! Sie scheinen die Verhältnisse doch nicht so gut zu kennen wie ich. Eine englische Bank, sauber und verlässlich. Absolut unangreifbar. Ich habe hingetabelliert. Das Konto ist tatsächlich erloschen.“

„Unbegreiflich“, murmelte Büllingshoven, dem es heiß zu werden begann.

„Nicht einmal das Reissegeld hat sie noch“, fuhr Reinhausen kopfschüttelnd fort. „Wozu raten Sie mir? Hinfahren und die Sache aufklären?“

Büllingshoven erschrak. „Das würde ich nicht tun. Sie könnten Ihr Fräulein Tochter in schlechtes Licht bringen.“ Als er das Aufsehzucken des anderen bemerkte, setzte er schnell hinzu: „Und Sie haben hier sicher Wichtigeres zu tun.“

Einen Augenblick prüfte der alte Herr ihn, wie es schien, mißtrauisch. Dann nickte er. „Sie haben recht. Schon deshalb, weil ich die Lust am Reisen verloren habe. Ich bin wohl zuviel in der Welt in jungen Jahren umhergezogen. Es bleibt eigentlich nur eine Möglichkeit.“

„Welche?“

„Eine Mystifikation. Ein Betrug auf deutsch. Raten Sie mir zur Polizei?“

„Ich kenne die Polizeiverhältnisse dort natürlich nicht, aber ich stelle sie mir nicht sehr erstklassig vor.“

Reinhausen lächelte geringschätzig. „Sie sind jämmerlich. Aber etwas muß getan werden. Ich denke mir, daß jemand aus der Umgebung meiner Tochter ihre Unterschrift in die Hand bekommen hat — vielleicht auf einer gemeinsamen Ansichtskarte — und die Handschrift fälschte. Es wimmelt in dieser großen Karawanerei dort ja von gefährlichem Gefindel. Wie, wenn die Karte auch gefälscht wäre?“

„Das ist wohl nicht möglich, trifft ja auch schließlich nicht das Wichtigste.“ Er dachte angestrengt nach. Titta war da in eine schöne Zwickmühle geraten. Wie konnte er sie herausbringen?

Endlich riet er: „Senden Sie den Betrag an den Direktor des Hotels für Ihre Tochter. Wenn sie zurückkommt, wird sich ja alles aufklären.“ Der Rat war gefährlich, aber er wußte keinen besseren.

„Hm. So kann nur sie das Geld in die Hände bekommen. Schade, daß sie nun schon zurück soll. Ich hätte sie gerne länger dort gewußt.“

Ein unerklärliches Lächeln, das in diesem Augenblick gar keinen Sinn hatte, huschte flüchtig um Reinhausens schmale Lippen.

Der Baron fuhr mit dem Tuch über seine Stirne. Es waren richtige Schweißtropfen drauf. Lieber einem wilden Elchbullen gegenüberstehen, dachte er, als diesem unergründlichen Manne!

Reinhausen erhob sich. „Nun, jedenfalls danke ich Ihnen für Ihre Mühe und Ihr Interesse, mein lieber Baron. Ich will Ihre kostbare Zeit nun nicht länger in Anspruch nehmen. Oder wollen Sie mir noch ein wenig Gesellschaft leisten?“

Büllingshoven sprach etwas vom Geschäft, das ihn brauche, und wollte sich mit einem Händedruck verabschieden.

Da sagte Reinhausen mit dem gleichen Lächeln: „Mir fällt ein, daß es noch eine dritte Möglichkeit in dieser mysteriösen Angelegenheit gibt. Finden Sie nicht selber?“

Büllingshoven hatte in diesem Augenblick das entsetzliche Gefühl, daß Tittas Vater viel mehr wußte, als sie beide ahnten . . . daß er vielleicht alles wußte . . .

Er konnte nur mit einem Kopfschütteln antworten.

„Nicht?“, fragte Reinhausen freundlich. „Nun dann unterhalten wir uns ein andermal darüber. Es ist ja jetzt auch nicht mehr so wichtig, jetzt wo Titta ja bald selber kommt, nicht wahr?“ (Fortsetzung folgt.)

Holder Tag

Es war vielleicht ein Hauch, ein Blick, ein Wort, —
Raum könnt ich sagen, was sich heut begeben:
Ein leises Glück ist da, ein Schmerz ist fort,
Wie zauberleicht ist heut der Gang durchs Leben!

So leicht, als führe mich des Baches Lauf,
Als trüge mich des Windes zarte Schwingen,
So leicht, als flöge all mein Sorgen auf,
Wie eine Wolke blauer Schmetterlinge.

Frida Schana.

Die blonde Sekretärin.

Von Fred Waller.

Henry Brieux blickte auf die schlanken weißen Hände, deren Finger mit ungläublicher Schnelligkeit über die Tasten der Schreibmaschine slogen.

"Langsam, mein Kind, langsam", sagte er und unterbrach das Diktat. "Sie sollen sich nicht überanstrengen!"

Doree Morell sah ihren Chef aus veilschblauen Augen mit einem jener Blicke an, die seine Autorität in kurzer Zeit gänzlich untergraben hatten. "Wir müssen noch die Post beenden", mahnte sie.

Er aber nahm den Bleistift und stülpte ihn über die Maschine. "Genug für heute, liebes, kleines Fräulein!"

Dann umkreiste er mit nervösen Schritten seinen Schreibtisch und blickte verstohlen auf das entzückende junge Mädchen.

"Sie wollen mir noch einen Auftrag geben?" fragte Doree nach einer Weile.

"Um Auftrag Es ist mehr eine Bitte, ein Vorschlag"

"Soll ich Theaterkarten für Sie besorgen oder ein Paket abholen?" Sie lächelte schelmisch.

"Wo denken Sie hin ...!" wies er entrüstet zurück. Dann fuhr er schüchtern fort: "Ich möchte Sie gerne heute zum Abendessen einladen. Ich kenne ein nettes gemütliches Restaurant, indem sich eine junge hübsche Sekretärin mit ihrem eifigen Chef ganz gut zeigen kann."

Doree wurde aber und über rot. "Es ist nicht schädlich", sagte sie und senkte den Kopf.

Brieux ergriff ihre Hand. "Sie sagen also nicht nein Sie kommen und werden mir von Ihrer kostbaren Zeit, die ich mit löstigen Geschäftsbriefen verführe, ein paar Stunden schenken?"

"Sie müssen mir aber versprechen, Ihre heutige wichtige Verabredung nicht zu vergessen."

Brieux seufzte: "Ach, wenn Sie unbedingt darauf bestehen, ich hätte den Mann am liebsten wieder weggeschickt."

"Sie sind ja ganz entsetzlich leichtsinnig", entgegnete Fräulein Morell energisch. "Ihr Papa hätte Ihnen weniger Geld hinterlassen sollen. Sie sind ja blind gegen diese Waller und Vermittler, die Ihnen alle möglichen Konzessionen, Schiffsladungen und Vergewerte um den zehnfachen Wert verkaufen wollen!"

"Dafür hält meine kleine Sekretärin ihre hübschen Augen offen und warnt mich immer, wenn die Haifische kommen."

"Statt mir Komplimente zu machen, sollten Sie lieber an diese sonderbare Geschichte mit Brooks & Co. denken. Da hätten Sie einmal eine große Summe verdienen können, und nun hat man Ihnen das Geschäft wieder weggeschnappt."

"Diese Sache ist mir selbst ein Rätsel."

"Daher habe ich Ihnen auch geraten, sich an die Polizei zu wenden. Das ist viel nützlicher als einem armen Mädel den Kopf zu verdrehen. Was sollen Ihre Bekannten denken, wenn ich mit Ihnen souperieren gehe? Sie werden behaupten, daß ich es auf Ihr Geld abgesehen habe, daß ich mich nein nein ich mag es gar nicht aussprechen!"

"Kein Mensch hat das Recht, über Sie etwas Schlechtes zu sagen, mein liebes, kleines Fräulein", beschwichtigte sie Brieux. Und dann tat er etwas, was selbst Doree bei diesem schüchternen jungen Mann nicht vorausgesehen hatte. Er beugte sich über sie und küßte zärtlich ihr blondes Haar.

Doree Morell schloß die Augen und ein leichtes Beben ging durch ihren Körper. Brieux liebte sie wirklich! In mädchenhafter Verwirrung sprang sie auf und lief wortlos in den angrenzenden Büroraum.

"Gerein", rief Henry mißmutig eine halbe Stunde später, als es klopfte.

Ein kleiner, unterlegter Herr mit stark ergrauten Haaren, aber noch jugendlich frischem Gesicht trat in das Zimmer.

Der junge Geschäftsmann, der eben an der Seite eines schönen, weißgekleideten Mädchens im Geiste die Kirche von Notre Dame verlassen hatte, schaute mit einem Schlag aus dem Reich seiner Träume in die Wirklichkeit zurück.

"Haben Sie sich nicht in der Tür geirrt?" fragte er den Eintretenden, der ihm völlig unbekannt war.

"Ich bin Oberinspektor Jollivet von der Polizeipräfektur", erwiderte dieser höflich, "und komme wegen des Briefes, den Sie heute an das Präsidium schrieben."

"Ach, Sie sind es, Herr Oberinspektor!" rief Henry. "Verzeihen Sie, daß ich es nicht gleich erkannt habe."

Er bot seinem Gast Platz, holte aus einer Schreibtischlade eine Kiste Zigaretten und reichte dem Detektiv Feuer.

"Sobald ich aus Ihrem Schreiben entnommen habe", begann dieser, "nimmt etwas in Ihren geschäftlichen Angelegenheiten nicht?"

"Es ist eine ganz merkwürdige Geschichte", erwiderte Brieux.

"Ich habe von meinem Vater ein sehr großes Vermögen geerbt, und er betonte in Testament ausdrücklich, daß ich seine geschäftliche Tätigkeit fortsetzen soll. Ich habe mir deshalb ein Büro

gemietet und bin nun verpflichtet, allerlei Transaktionen zu unternehmen, die mich herzlich langweilen. Seit einiger Zeit sehe ich mit einem kleinen Bankhaus in Verbindung, das mir schon mehrere gute Geschäfte gebracht hat. In der letzten Zeit kam mir nun eine andere Firma immer zuvor. Vorgestern sollte ich den Kaufvertrag über das Filmgelände der in Konkurs geratenen "Société cinématographique" unterfertigen. Die Grundstücke waren um ein Spottgeld zu haben. Ein paar Stunden vor der vereinbarten Zusammenkunft in der Kanzlei des Notars wurde mir mitgeteilt, daß Brooks & Co. das Terrain erworben hatte. Das war das viertemal, daß mir diese Firma ein Geschäft wegfischte."

"So, so", warf Oberinspektor Jollivet ein. "Brooks & Co?!"

"Ich hätte nie gedacht, daß etwas anderes dahinter stecken könnte, als ein Zufall. Aber ich habe da in meinem Büro eine nette, kleine Sekretärin, die viel geschäftstüchtiger ist als ich. Die hat mir auf den Kopf zugelegt, daß es sich um einen Schwindel handelt und sie riet mir, mich an die Polizei zu wenden, um mich vor Verlusten zu bewahren."

"Das muß ja eine ganz tüchtige Kraft sein", bemerkte Jollivet und blies ein paar Rauchwölkchen in die Luft. "Ist sie hübsch...?"

"Außerordentlich", entgegnete Brieux.

"Hübsch, tüchtig und geschäftig. Ein Mann könnte sich gratulieren, ein solches Mädchen zur Frau zu bekommen!"

"Na, dann hoffe ich" Der Oberinspektor lächelte verständnisvoll.

"Es ist noch nicht so weit", gab Brieux etwas unsicher zur Antwort.

"Haben Sie noch andere Angestellte, die von Ihren Geschäftsgeheimnissen wissen?"

"Nein, darum ist mir die Geschichte um so rätselhafter."

"Heißt das Bankhaus, das Sie erwähnten, Gebrüder Jeannin?"

"Ja, doch woher wissen Sie das?" lautete die überraschte Gegenfrage.

Oberinspektor Jollivet stand auf, legte seine Hand vertraulich auf Brieux' Arm und sagte ernst:

"Sie werden Ihre Sekretärin nicht heiraten Sie werden Sie hinauswerfen!"

Brieux war fassungslos und man sah es ihm an, daß er ehrlich entrüstet über diese Beschuldigung war.

"Nein, Herr Oberinspektor, das ist ausgeschlossen. Sie können mir nicht beweisen, daß Doree meine Geschäftsbriefe heimlich kopiert und diese der Konkurrenz verkauft!"

Der Polizeibeamte schüttelte den Kopf: "Mit so einfachen Tricks arbeitet dieses Konfitorium nicht, die Sache ist schon etwas komplizierter."

"Tricks Konfitorium!" stotterte der junge Mann erblaffend.

"Ich muß Ihnen eine große Enttäuschung bereiten", fuhr Oberinspektor Jollivet fort. "Die Firma Brooks & Co. und Gebrüder Jeannin sind zwei Schwindelgesellschaften, die schon seit Jahren, ich muß es anerkennen, nach einem vorzüglichen System arbeiten, um junge, unerfahrene Leute, manchmal haben sie auch schon graue Haare, wie ich Ihnen zu Ihrem Trost versichern kann, hineinzulegen. Hören Sie: Gebrüder Jeannin empfehlen ihren Kunden, die sie mit großer Umsicht auswählen, meist nach den ersten mit kleinen Gewinnen verbundenen Geschäften eine tüchtige, stets sehr hübsche Sekretärin. Diese jungen Vögel werden im eigenen Büro für diesen Zweck besonders ausgebildet. Nachdem die Sekretärinnen das Vertrauen ihres Chefs erworben haben, beginnt eine geriale Komödie. Man trägt dem neuen Opfer gewinnbringende Geschäfte an und Brooks & Co. kommt im letzten Augenblick immer dazwischen. Der Schwindel wird stets von der tüchtigen Sekretärin zuerst entdeckt und in den meisten Fällen endet die Angelegenheit mit einer Heirat."

"Mein Gott, ist das möglich!" rief Brieux entsetzt.

"So haben sie den bekannten Bankier und vielfachen Millionär Clifff geangelt. Ein paar Wochen nach der Hochzeit hat er es dann erfahren, aber es blieb ihm nichts anders übrig, als seiner Frau für die Einwilligung in die Scheidung eine hohe Abfindungssumme zu zahlen. Auch der Marquis d'Estrangere heiratete seine Sekretärin und mußte mit sehr viel Geld seine Freiheit erkaufen. Ich könnte Ihnen noch eine lange Reihe von Opfern aufzählen. Die auf solche Weise erpressten Gelder fließen natürlich in die Taschen der Firmeneinhaber und glauben Sie mir, es waren meist sehr große Beträge. Dabei ist Polizei und Staatsanwaltschaft machtlos gegen diese Leute, da nach dem Gesetz kein wirklicher Betrug vorliegt. Und dann reiche Leute erledigen solche Affären meist lieber mit einem Scheck als mit einer Anzeige."

"Es ist mir unfassbar, Herr Oberinspektor", versuchte Brieux zu widersprechen. "Doree war so ein entzückendes Mädchen und dann Ich verstehe das nicht Sie hat mir doch selbst geraten, mich an die Polizei zu wenden?"

"Geschicktes Raffinement, wer weiß, ob dieser Rat auch immer befolgt wurde. Und dann, wenn Sie Bedacht hätten, Ihr Brief enthielt ja keinen strafbaren Tatbestand, wäre er vielleicht unerledigt geblieben oder man hätte Ihnen einen Sergeanten geschickt, der aus der Sache nicht flüger geworden wäre wie Sie."

So aber kam das Schreiben gerade in die rechten Hände. Einmal aber", Oberinspektor Jollivet lächelte grimmig, "werde ich ihnen schon das Handwerk legen. Wo ist Ihre Sekretärin jetzt?"

Henry wies stumm auf die Türe des anstoßenden Zimmers. Er hätte Jollivet gerne — trotz allem — zurückgehalten.

Aber der Detektiv fand den Raum schon leer. Dorée Morell hatte auf alle Fälle die Flucht ergriffen. Auf ihrem Schreibtisch lag ein Zettel mit folgenden Worten: „Schade, ich wäre so gerne Frau Brieux geworden!“

„Das glaube ich“, sagte der junge Geschäftsmann, zerriß das Papier in kleine Stüdchen und ließ sich aufsteufend in seinen Sessel fallen.

Oberinspektor Jollivet nahm Hut und Stod und entfernte sich diskret.

Menschen 4000 Meter über uns.

Seltensheiten des bolivianischen Gebirgslebens. — Alles leidet an der Bergkrankheit. — Pferde fallen tot um.

Von Viktor Schwinn.

Bolivien, das Gebirgsland auf dem Massiv der Anden, bietet in 4000 Meter Höhe Lebenserscheinungen von so ungewöhnlicher Art, daß es dem kürzlich erst ins Land gekommenen immer wieder neue Seltensheiten zu Gesicht bringt.

Jeder, der einmal in den Alpen gewesen ist, weiß welche Besonderheiten mit der geringeren Luftdichte in beträchtlichen Höhen für den ganzen Lebensprozeß gegeben sind. In Bolivien haben wir nun ein ganzes Land, wo Mensch und Tier sich erst akklimatisieren mußten. Nach La Paz, der Hauptstadt Boliviens, kam einst ein Zirkus aus der Ebene, der als „größte Attraktionsnummer“ die beiden schrecklichsten Löwen Afrikas bieten wollte. Es war angekündigt, daß sich der Dampfer zusammen mit ihnen im Käfig vorstellen würde. Ganz La Paz war auf den Beinen. Aber der Abend kam, die Nummer ging vor sich, doch waren die beiden „schrecklichen afrikanischen Löwen“ ebenso „luftkrank“ wie ihr Bändiger. Sie litten unter dem sogenannten „soroche“.

Dieselbe Erscheinung bemerkt man hier in Bolivien, dessen Einwohnerschaft überaus sportbegeistert ist, stets aufs neue, an fremden Sportsleuten, die unvorbereitet in die dünne Gebirgsluft heraustraten und gegen bolivianische Mannschaften antreten sollen. Sie versagen restlos, weil sie dem Klima des Hochgebirges nicht gewachsen sind. Sie leiden eben an „soroche“.

Die Leistungsfähigkeit des Menschen in der Luft des Hochgebirges sinkt außerordentlich. Man ist erstaunt, wie trotzdem die Bläser der Militärmärsche Boliviens genügend Luft bekommen, um die Militärmärsche flott zu blasen. Die einfachsten Vorrichtungen unterliegen den größten Schwierigkeiten. Um beispielsweise ein Ei richtig zu kochen, braucht man in Bolivien mehr Zeit als irgend wo anders, und zwar weil hier das Wasser schon bei 90 Grad, nicht erst bei 100, wie im Kochtopf der deutschen Hausfrau zu kochen beginnt. Aber dieser Siedeград von 90 ist nicht genügend, um ein Ei zu kochen. Die gleichen Umstände machen sich bei der ganzen Kocherei bemerkbar, ganz gleich, ob es Gemüse ist, das man gar, oder Reis, den man weich kochen will. Nur die Eingeborenen mit ihrer einfachen anspruchslosen Ernährungsweise kommen leicht über diese Schwierigkeiten hinweg.

Was sagt man vollends, wenn auf einer gedeckten Tafel, ohne daß jemand Schuld an diesem Unglück trägt, nahe am Tisch gestanden oder dagegen gestoßen hätte, plötzlich ein Glas einfach zerspringt? Der geringe Luftdruck auf dem Hochplateau der Andenkette hat es allein bewirkt. Durch einen Luftanstos ist das Glas zersprungen.

Wie alle spanischen Rassenankömmlinge fand auch die Bolivianer begeisterte Anhänger des Stierkampfes. Lassen sie sich aber einmal einen der berühmtesten Toreros kommen, so ist es ziemlich gewiß, daß auch er nicht zur rechten Entfaltung seines Könnens kommt, weil er zunächst einmal die Bergkrankheit überwinden muß. Es ist vorgekommen, daß man einen alten gebürtigen Bolivianer als Erzhornmann einspringen lassen mußte, der nun gegen einen besonders starken und gefährlichen Stier kämpfen sollte. Der Bolivianer ging aber dem Stier ohne Scheu zu Leibe, was die Zuschauer überaus verwunderte, da sie ihn sonst als gar zu vorsichtig und zu wenig handhaft kannten. Was wunder? Der Torero mußte eben, daß auch der Stier gerade erst frisch importiert war und deshalb ebenfalls an „soroche“ litt.

Bei den „Carreras“, den bolivianischen Pferderennen in La Paz, die sich großer Beliebtheit erfreuen, ist es gar nichts Seltenes, daß bei der gewaltigen physischen Anstrengung,

die die Rennpferde bei dem Laufen durchzumachen haben, manches Pferd sich buchstäblich bis zum letzten Hauch verausgab. Auch das Pferd als ein Bewohner des Tieflandes ist den Luftschwierigkeiten des bolivianischen Hochlandes nicht gewachsen. Hier in 4000 Meter Höhe lebt selbst das starke Herz des Rennpferdes wohl einmal aus. Vor wenigen Wochen ereignete es sich, daß ein hochwertiges Pferd, Ortesia Azul, im vollen Lauf umfiel. Wenn es aber den Pferden so geht, braucht man nicht erstaunt zu sein, daß auch die stärksten Automobile nicht ihre volle Geschwindigkeit in der Gebirgsluft erzielen können. Die Motoren, deren Verbrennungsvorgang von den Ingenieuren unter den normalen Luftverhältnissen der Tiefebene studiert und eingerichtet ist, arbeiten in 4000 Meter Höhe nicht so gut, wie bei uns niedriger wohnenden Menschen.

Welt u. Wissen

Vorgeschichtliche Chirurgie. Über die ältesten chirurgischen Operationen der Menschheitsgeschichte, über die Öffnung der Schädelhöhle, die sog. Trepanation, die sich schon bei den Naturvölkern findet, hat ein englischer Arzt in 18jähriger Tätigkeit eine Sammlung zusammengebracht, die sich jetzt in dem Wellcome-Museum für Geschichte der Medizin in London befindet. Dieser Sammler, Dr. Wilson Barr, hat die wichtigsten Beispiele vorgeschichtlicher Trepanationen untersucht und ähnliche Operationen an modernen Schädeln durchgeführt, um die Technik der Vorzeit von Grund auf kennen zu lernen. Die Schädelöffnung ist bei den Naturvölkern mit dem Zauberglauben verknüpft. Sie wurde bei Menschen, die an Epilepsie oder schweren Schmerzen im Kopf litten, vorgenommen, um dem Dämon, den man als Veranlassung annahm, Gelegenheit zu geben, aus dem Innern des Schädels zu entweichen. Wenn der Patient nach Vornahme dieser Operation am Leben blieb und geheilt wurde, dann verehrte man ihn als einen Helden. Starb er aber daran, dann wurden Teile seines Schädels dazu verwendet, um sie als Amulette gegen die Krankheit zu tragen. Die vorgeschichtlichen Werkzeuge, die zur Trepanation verwendet wurden, waren verschiedenartig; sie bestanden aus Feuersteinmeißeln, Obsidianbohrern und aus ausgeipkten Haifischzähnen. Dr. Barr hat solche vorgeschichtlichen Instrumente nachgebildet und für seine Operationen an modernen Schädeln benutzt. Er hat vier verschiedene Methoden festgestellt. Die erste bestand darin, daß ein Loch in den Schädel mit Hilfe eines spitzen Steins gebohrt wurde; zur Ausführung dieser Operation brauchte er etwa 30 Minuten. Das zweite Verfahren bestand darin, einen Kreis von kleinen Löchern mit Hilfe von Feuersteinbohrern zu schaffen, und die Knochenstücke zwischen den Löchern wurden dann mit Feuersteinzähnen zerteilt. Bei der dritten Methode wurde zunächst mit einem spitzen Instrument eine Rille an den Schädel angebracht und diese dann mit Sägen vertieft und erweitert. Diese Behandlung findet sich hauptsächlich an den Schädeln der Steinzeit, die in Frankreich gefunden wurden. Die vierte Methode ist, so weit bekannt, nur bei den vorgeschichtlichen Völkern Südamerikas und den Inkas zur Anwendung gekommen; sie bestand in der Entfernung eines vieredigen Knochenstückes, das aus der Schädelkapsel herausgelöst wurde, und mußte unbedingt tödlich verlaufen. Am längsten dauerte die Operation bei der Verwendung eines spitzen Haifischzahnes, nämlich 1½ Stunden. Solche Operationen werden noch heute bei den Naturvölkern der Inseln des Stillen Ozeans vorgenommen.

Die Entgiftung des Leuchtgases. Ein außerordentlich wichtiges Problem hat jetzt der durch sein Verfahren zur Kohleverflüssigung bekannt gewordene Geh. Rat F. Fischer gelöst. Es ist ihm nämlich, wie in der Frankfurter Wochenchrift „Die Umschau“ berichtet wird, gelungen, ein Verfahren zur Entgiftung des Leuchtgases auszuarbeiten. Er benutzt zu diesem Zweck den Abwasserchlamm, ein Abfallprodukt, das eine unzählige Menge von Bakterien enthält. Wird das Leuchtgas über solchen Abwasserchlamm geleitet, so erfolgt durch die darin enthaltenen Bakterien eine Umwandlung des giftigen Bestandteiles des Gases, des Kohlenoxyds, in das ebenfalls brennbare, aber ungiftige Methan, ein Gas, das bei den Schlagmeter-Explosionen in Bergwerken eine Rolle spielt. Die Versuche Fischers sind so weit gediehen, daß bei einer Anlage von 5000 Kubikmeter Fassungsvermögen täglich 150 000 Kubikmeter Leuchtgas vollkommen giftfrei gemacht werden können. Durch die allgemeine Verwendung dieses ungiftigen Leuchtgases würden nicht nur die Unfälle verhindert werden, die so häufig durch Gas hervorgerufen sind, sondern es würde damit auch den Selbstmördern das gegenwärtig häufigste Mittel, sich um der Welt zu schaffen, entzogen.